Leinsamen, thue es in eine Schüssel und mische es untereinander, setze es in einen Backofen, wenn man einschießen tut, so brennt es sich zu Pulver, danach zusammen gerieben und in ein Säcklein getan, hernach in das Sautrinken gelegt; lege alles rostige Eisen auch dazu hinein; auch Nußbaumschwamm und Mandelwurzel, so bleiben sie gesund und hilft gewiß.

4. Für die Finnen: Wenn die Schweine Finnen haben, schütte ihnen nur bisweilen Erbis oder Hanfkörner in den Trog und lasse dieselben fressen oder rühre ihnen das Fressen mit einem eichnen Brand um, ehe man es ihnen zu fressen gibt. Oder man gebe ihnen Seifenlaugen oder das Handwasser, darinnen man die Hände gewaschen hat, zu saufen. Item: Nimm einen alten sauren Käs und ein wenig gestoßnen Lorbeer in Wasser und Milch untereinandergesotten und den Schweinen zu saufen gegeben, so werden sie gesund. — Willst du deine Schweine vor Unreinigkeit der Finnen bewahren, so nagle nur ein bleiern Blech in den Sautrog, woraus sie fressen, so bekommen sie keine Finnen.

5. Schweine so verfangen: Wenn sich ein Schwein überschossen oder überfressen hat, also, daß ihm die Ohren kalt würden, und nicht fressen mag, dem schneide man in ein Ohr, gib ihm das Blut auf Butter und Brot in einem Wieselfell ein, es wird bald helfen.

Damit ist der Schweinearzt am Ende seiner Weisheit. Auch dem Schafe dient unser alter Haustierarzt mit einem ausgesprochenen Allheilmittel „Eine Arznei für die Schafe in allerlei Krankheiten" Nimm geschrotete, gedörrte Gerste, gedörrten Wermuth, rein ausgerätzen Hanfsprien und gestoßenen Lorbeer. Unter diese Stücke mische Salz und gib es den Schafen zwischen Michaeli und Martini alle Woche dreimal auf den Abend, und laß sie nicht bald darauf trinken, das heilet den Schafen alle Krankheiten.

Mit weiterm zahlreichen Rezepten dient der Wunderdoktor den allgemeinen Krankheiten des Stalles und des Viehs, unter welchem Begriff er fast ausschließlich das Rindvieh versteht, dem ja die Sorge des Bauern naturgemäß am meisten zufällt. Bemerkenswert ist, daß er sich stellenweise auf noch ältere Notierungen seiner Kunst bezieht, so beispielsweise auf „anno 1663". Der Pest, der Pestilenz ist ein sehr umfangreiches Heilmaterial zugeschrieben, und jede vorkommende Krankheit ist genügend bedacht, ja sogar an Mittelchen für den Fall, daß man die Krankheit des Viehs nicht erkennen kann, fehlt es nicht.

Seltsame Pflanze unserer Heimat.

I.

Wie der Deutschmühlenweiher bei Saarbrücken noch jetzt eine Pfalnze beherbergt (Trappa oder Steinnuß), die ein naturhistorisches Denkmal unserer Saarheimat ist, so birgt auch die Flora Rodens ein seltenes Kind.

Baedeckers Werk erwähnt, daß in der Rodener Gewanne „Seuls", einer Gemarkung an der „Schillesmühle", eine „fleischfressende Pflanze" zu finden sei. Zur Familie der Sonnentaue, 5. Kl. des Linne'schen Systems, gehört dies Naturwunder und heißt „Sonnentau". Das Wort „insekten- oder fleischfressend" sagt uns, daß die Gattung von Pflanzen nicht nur wie andere Pflanzen ihre Ernährung findet, sondern daß sie Fleischteilchen, und besonders kleine Insekten, wie Spinnen, Fliegen u. a. in sich aufnehmen, die sie durch Absonderung gewisser Drüsen an den Blättern verdauen. Aus Rußlands Sumpfgebieten, Rokitno- und LadischkiBruch am Narocz-See, ist wohl manchem Naturfreund dieses Naturwunder der Botanik bekannt.

Die lanzettlichen oder runden, niedrigstehenden Blätter sind mit Drüsenhaaren dicht besetzt. In der verdickten Spitze sowie am ganzen Härchen findet stetig die Absonderung einer klebrigen Masse statt, die Insekten anlockt. Berührt nun ein Tierchen ein solches Haar, so bleibt es kleben, und durch die lebhaften Befreiungsgesten berührt es noch andere Drüsenhaare, die nun das Gefängnis vollends schließen. Nach 8—12 Stunden wird die Flüssigkeitsabsonderung noch stark vermehrt und das Tier verdaut. Nach wenigen Tagen öffnet sich das Blatt wieder. Berührt ein unverdaulicher Gegenstand das Blatt, so schließt es sich auch, öffnet sich aber bald wieder, um denselben abzuwerfen.

Die regelmäßig mit Fleisch gefütterten Pflanzen tragen mehr Blüten und Samen. Nach drei- bis viermaligem Fangen stirbt das Blatt ab.

Dem Fortbestande des seltenen Pflänzchens am hiesigen Fundorte kommt noch zustatten, daß es zwischen Moos und Gras versteckt wächst und so vor unvernünftiger Sammlerwut geschützt bleibt. In den Moor- und Sumpfniederungen Nord- und Westdeutschlands ist das botanische Wunderpflänzchen häufiger zu finden.

Möge ihm sein Fortbestehen hier auch gesichert sein!

II.

Ein Märchenschloß im Walde.

Erinnert ihr euch noch jener süßen Abende, an denen die Mutter einst Geschichten und Märchen erzählte? Fast jedesmal kam darin etwas vom Walde vor. Oft fing die Erzählung mit den Worten an: „Es stand einmal ein altes Schloß mitten in einem großen Walde —" Wie rückten wir da zusammen, wie horchten wir!

Heute wollen wir auch in den Wald gehen und dort eine Märchenwelt bewundern, die Natur im Verborgenen erbaut hat. Die Waldstelle liegt im Distrikt „Häßeiter" bei Kaltborn, ungefähr eine halbe Stunde vom Dorfe Berus entfernt.

Das Waldgelände dortselbst birgt in seinem Innern viele Wasseradern. Dies in den Adern des Kalkgebirges umfließende Wasser gibt die Kalkbestandteile in Form eines Niederschlages ab, der zwar sehr dünn ist, gleichwohl aber im Verlauf eines längeren Zeitraumes stattlich anwächst und so die aus Tropfsteinhöhlen bekannten oft bizarren Bildungen liefert. Einige 100 Meter vom „Pumpwerk Kaltborn" zeigt ein Wasserlauf ein einzigartiges Bilden und Formen von Verkalkungen. Das Wässerchen fließt unter saftigem Moospolster hin. Steinhart ist die Decke. Mit dem Pickel zerschlagen wir die oftmals $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Meter dicke Kalkschicht. Endlich ist es uns gelungen, ein felsengroßes Stück loszuschlagen. Nun können wir einen Blick tun in den höhlenartigen Raum, in ein wahres Märchenschloß. Welch ein Feenreich! Die seltsamsten Tier- und Pflanzengestalten gibts da zu bewundern. Kleine und große Stalaktiten, von der Decke herabhängend, Stalagmiten, welche von unten nach oben streben und sich mit den ersteren mitunter zu richtigen Tropfsteinsäulen vereinigen. Wahre Kristallpaläste mit den wunderlichsten Grotten erspähst du beim erhellenden Lichtschein. Blätter, mit feinster Ziselierungsarbeit des Geäders, ragen wie Verschnörkelungen in den Raum hinein. Säulchen, Laubgewinde und Rosetten stützen oder verbinden die wie kleine Tempel aussehender Schöpfungen. Perlenschnüre reihen sich wie Christbaumschmuck aneinander. Früchtchen in den wundervollsten Formen hängen von den rankenden Gebilden herab. Hier steht frei im Raum ein Miniaturbaum — dort in feinster Kunstarbeit ein Opferaltar u. a.

Ja, eine Wunderwelt hat sich unsern Augen aufgetan. Jedoch dem Alltagsmenschen, der nur die Natur durcheilt, bleibt solche Herrlichkeit verschlossen. Es ist, als ob diese verborgene Welt das Tageslicht scheue; denn schon beim Eindringen des ersten Lichtstrahles stürzen oftmals die feindünnsten Gebilde in sich zusammen. Ist es doch, als ob der Hauch des Weltlebens ihnen todbringendes Gift sei.

Hier, o Mensch, kannst du Gottes Größe erkennen!

Lemier.

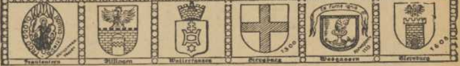
Schriftleitung Dr. A. Mailänder und K. Limbach
Druck und Verlag: Saar-Zeitung, A.-G., Saarlouis

2. Jahrgang 3. Januar Nummer 10

Heimat-Blätter von der Saar

für den Kreis Saarlouis und angrenzende Gebiete

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde



Spätabend.

Von Rudolf Just, Fraulautern.

Nun senkt der Tag sein müdes Boot
In's stille, uferlose Haff der Nacht.
Noch zagt mein Herz in banger Tagesnot,
Doch löschten schon die grellsten Lichter sacht. —
Des Dorfes Dächer rücken näher jetzt zusammen,
Und enger schließen sich die Zweige der Allee,
Eintönig, schläfrig singt des Nachtlichts mattes Flammen,
— Mein Blut geht ruhig wie der Sterngang in der Höh'.
Vor jedem Feind fühl' ich mich sicher jetzt;
Denn, was im eitlen Sonnenglanz mich fiebernd hetzt,
Im leisen Nachtsang schlummert es, des Tages Leid.
Gelassen lausch' ich, wie die Nacht im Parke webt, —
Doch da bin ich in stiller Seele tief erbebt,
Als ich die Stunden tropfen hörte in die Ewigkeit.

Die Beschwerden der Gemeinde Dillingen im Jahre 1789.

Von Pfarrer Richter-Saarlouis.

Wie alle Kommunen im damaligen Frankreich und in den „mit einem Schein des Rechtes" der französischen Krone angegliederten lothringischen Landen, hat auch Dillingen seine Klagen und Beschwerden am Vorabend der Revolution auf dem verfassungsmäßigen Wege der „Cahiers", d. h. der amtlich angeforderten Beschwerdeschriften, zur Darstellung gebracht.

Die Beschwerdeversammlung, auf dem üblichen Wege der Kanzelabkündigung berufen, tagte am 9. März 1789 im „herzoglichen" Amtshause. Versäumten doch die Dillinger nicht, den neuen Titel „Herzogtum" anzuwenden, den Ludwig XVI. der Herrschaft Dillingen bei ihrem Verkauf an den Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken zugunsten dessen zweiter Gemahlin, des sog. Gänsegretels von Fechingen, verliehen hatte.

Unterzeichner der Beschwerdeschrift waren: der Vorsteher Johannes Groß, Philipp Hecktor, Konrad Bernard, Jakob Schmit, Peter Hecktor, Johannes Futscher, Johannes Klin, Peter Kaufmann, Petrus Steffe, Johannes Armeiler, Peter Falick, Nikola Kestenbach, Jakob Beker, Johannes Emmer (?), G. Becker, Schreiber; von diesen wurden der Hufschmied Philipp Hecktor und der Tagelöhner Konrad Bernard zu Abgesandten des dritten Standes der Bailliageversammlung in Busendorf gewählt. Der Fürst war als Herzog von Dillingen im Adelsstand wahlberechtigt; er ließ sich durch den Herrn de Barst von Groß-Hemmersdorf vertreten (Lothr. Jahrb. VIII, 1 (1896), S. 193).

Die Dillinger Beschwerdeschrift (des dritten Standes) wurde den Unterzeichnern ins Deutsche übersetzt; d. h. die Verhandlungen hatten selbstverständlich in der Muttersprache stattgefunden, nur die Niederschrift wurde in der amtlichen Fremdsprache getätigt. Vielerorts mußten für den amtlichen Verkehr Dolmetscher herangezogen werden, weswegen z. B. Gisingen in seinem deutsch abgefaßten Cahier feststellt: „Die Leute beklagten sich wegen der Ordonnancen, daß sie alle französisch sind und den Leuten so große Unkosten kostet, weil sie keinen Franzosen im Dorf haben, für sie zu lesen und auslegen." Die Beschwerde war freilich aussichtslos: Der Oberste Gerichtshof von Lothringen hatte am 17. 2. 1747 schon entschieden, daß die Notare Akte in deutscher Sprache nicht aufnehmen durften (s. Recueil des edits VII, 131).

Die Dillinger Beschwerden nun betreffen die allgemeinen Staatssteuern und -Abgaben, die grundherrlichen Lasten, die kirchlichen Gebühren und besondere örtliche Verhältnisse; im folgenden haben wir sie nach diesen Gesichtspunkten zusammengefaßt.

1. Staatliche Steuern und Abgaben.

An der Spitze stehen auch bei Dillingen die Klagen über die Salz- und Tabaksteuer; namentlich die erstere war derart belastend, „daß die Armen mitunter wochenlang sich keine Suppe kochen können"; schmuggelte dann ein armer Familienvater ein bißchen Salz fürs Nötigste, so wurde er im Beratungsstelle mit seiner ganzen Familie „ruiniert" — „eine Plackerei, die bei Gott um Rache schreit!" — Ebenso wird über den Lederstempel (Holzschuhe!) und die Eisenmarke Klage geführt; letztere verteuerte die Ware derart, daß selbst in Dillingen mit seiner Eisenindustrie der Bauer kaum imstande war, das nötige landwirtschaftliche Geräte sich zu beschaffen. — Ueber die Inventuraufnahme beim Tode von Vater und Mutter und die anschließende Versteigerung durch die Busendorfer Gerichtsbeamten wird wegen der unmäßigen Kosten in das allgemeine Beschwerdelied eingestimmt. — Auch erschienen den Dillingern die beim Transport von Lebensmitteln, Möbeln und dergl. zwischen Lothringen und Frankreich geforderten Zollscheine unnötig und unsinnig, wo es sich doch um ein- und dasselbe Herrschaftsgebiet handelte. — Ebensowenig konnten sich die Bauern damit befreunden, daß seit 1652 das Kastrieren seines Viehes Sache der lothringischen Verwaltung sein sollte, wo sie selbst oder andere Leute im Dorfe diese Operationen weit billiger machen könnten; die im Dillinger Cahier erwähnten Gebühren: bei einem Pferde 3 Livres lothr. Währung, bei einem Stier 30 Sols, bei einem männlichen Schwein 40 Sols, beim weiblichen 20 Sols und bei anderen Tieren entsprechend, lagen übrigens unter dem amtlichen Tarif von 1752 (s. Recueil des édits VIII, 361.

2. Die grundherrlichen Lasten.

Die Abgaben an den Grundherrn waren den Dillingern besonders lästig. Nach Mathieu können die „Herrengefälle" in zwei Hauptgruppen eingeteilt werden: a) in solche, die aus der alten Gerichtsbarkeit des Grundherrn herzuleiten sind, und b) in Grundsteuern, die entweder die Ablösung einer Servitut oder den Preis für bestimmte Landabtretungen darstellten. Zur besseren Uebersicht seien nach dieser Einteilung die im Dillinger Cahier ziemlich wahllos aufgeführten Gefälle zusammengestellt.

A) Auf die Gerichtsbarkeit zurückgehende Abgaben.

1. Die **Weidenutzung** in den etwa 1700 Morgen großen Waldungen der Dillinger Herrschaft war den Landleuten untersagt, während der Grundherr seinerseits den sowieso kleinen Gemeindebann mit seinen Herden überschwemmen durfte, „sodaß unser Vieh oftmals durch die Menge seiner Schafe der größten Not ausgesetzt ist". Wunder nimmt's, daß die Dillinger nicht über die Jagdleidenschaft des Fürsten klagten, die damals überhaupt die Herren auszeichnete, so daß in Reningen in Lothringen sogar die Kinder bestraft wurden, wenn sie ein paar Frösche fingen. Dem Herrn gehörte, was da kreucht und fleucht (Quellen zur lothr. Gesch. Bd. 9, 461)!

2. So hatte die Herrschaft auch allein das Recht, **Tauben** zu halten, was seit Herzog Leopold auch den Pfarrern als Entgelt für die von ihnen geübte Gastfreundschaft und Krankenpflege zugestanden worden war. Dillinger Cahier: „Die Tauben des Herrn und anderer machen uns einen beträchtlichen Schaden, sowohl bei der Frühjahrs- als bei der Herbstbestellung, ebenso im Sommer zur Zeit der Getreideernte, sodaß der Bauer immer etwas mehr einsäen muß, um dem Schaden durch die Tauben zuvorzukommen."

3. „Bei **Zu- und Abgang von Bewohnern** waren in Dillingen 5 Franken in der Währung von Bar (ehem. Teil von Oberlothringen) zu entrichten", jedoch war nur die Hälfte für den Grundherrn, die andere Hälfte hingegen für die Gemeinde bestimmt.

4. Von den **Schenkwirten** in Dillingen war das zwanzigste Glas Wein abzugeben; Bier scheint nicht getrunken worden zu sein, da die entsprechende Abgabe nicht erwähnt wird.

B) Grundsteuern.

1. An **Haus- oder Haushaltungsabgaben** wurden in Dillingen gezahlt ein Ei, ein Huhn und zwei junge Hähne.

2. Beträchtlich waren die **Frondienste**. Hatten doch die Dillinger zu leisten: die Bearbeitung von 150 Morgen **Land** (Dreifelder-Wirtschaft — „suivant les saisons"!), als „Mistfahren, säen, eggen, Disteln roden, Getreide und Hafer mähen, binden und in die Herrschaftsscheuer einfahren" — „fünfzig Tagewerk **Wiesen** mähen, wenden und in die Herrschaftsscheuer einfahren", — „jedes Gemeindeglied hat zwei Tage an der **Hanf- und Flachs**zubereitung zu arbeiten und die herrschaftlichen **Gärten** umzugraben", — „die nötigen Materialien zur Errichtung und Wiederherstellung des **Schlosses** und der **Mühle** herbeizuschaffen" — „die **Herrschaftskutschen** bis zur ersten Station der Reise zu führen." — „jeder Bauer in den herrschaftlichen Waldungen jährlich 13 Klafter **Holz** zu holen und ins Schloß zu bringen, dazu an Tagelohn für den Arbeiter 20 Sols zu zahlen". —

3. Abgabe beim **Kauf** und **Verkauf** von Gütern und Grundstücken.

4. „Jeder **Erbe** (in Dillingen) hatte beim Tode von Vater und Mutter 21 Sols zu zahlen" — eine Abgabe, die wohl aus der Leibeigenschaft herzuleiten ist.

5. Der Dillinger Bauer mußte der Herrschaft 50 Quart Roggen, Saarlouiser Maß, als **Zins** (rentes) entrichten. Es gab in Lothringen kein Dorf, wo der Grundherr nicht ähnliche Pächte von einer großen Anzahl Grundstücken erhob, die Bürgerlichen oder Adeligen gehörten; dieser Zins war das einzige Stück der Feudalrechte, für das die „Konstituierende Versammlung" den Grundsatz der Ablösung und Entschädigung annahm.

3. Der Zehnte.

Der Dillinger Zehnte gehörte zur Hälfte dem Grundherrn, zur Hälfte dem Pfarrer (Fabricius, Erläuterungen zw. „Wir sind verpflichtet, oder besser gesagt: Die Zehntherren lassen uns den Zehnten entrichten von Kartoffeln, Erbsen, Kohl, Raps, Mohrrüben, Kohlrüben und Saubohnen, gesät oder gepflanzt auf den Feldern, und selbst von Hanf und Flachs in den Gärten".

Als die 1789 aufgestellten Beschwerden keinen Erfolg hatten, wollte die Gemeinde Dillingen kurzerhand dem Fürsten von Nassau-Saarbrücken im Jahre 1791 überhaupt nichts mehr leisten und befragte sich dieserhalb durch den hiesigen Deputierten der Nationalversammlung Lasalle, den Sohn des vormaligen Besitzers der Herrschaft Dillingen, bei einem Pariser Advokaten; er erklärte, alle Frohnden, die den Bauern auferlegt worden seien für Ländereien, die ihnen übergeben worden seien, müßten bestehen bleiben. (Brümm, Dillinger Gymn. Progr. 1912, S. 31, Anm. 5). Diese Entscheidung bezieht sich mindestens auf die eben erwähnte Stellungnahme der Nationalversammlung. Die Saarbrücker Herrschaft ihrerseits scheint kaum jemals nennenswerte Einkünfte aus Dillingen bezogen zu haben. Die Reichsgräfin Luise von Ottweiler, Tochter des Fürsten von Saarbrücken und des „Gänsegretels" Katharina Kest (nicht „Margarete", wie sie in dem Aufsatz von „Jora" in Nr. 9 der „Heimat" 3. Jahrg. genannt wird), schreibt nämlich in ihren Memoiren (Mitteilungen des Histor. Vereins für die Saargegend, Heft 7 (1900) S. 103 ff.): „Dillingen hieß das verhängnisvolle Nest; es lag in Lothringen und war auf 330 000 Francs geschätzt, doch bestanden die Haupteinkünfte desselben in dem droits Seigneuraux, d. h. in Herrengefällen, nämlich Waldungen, Jagd, Fischerei, Frohndiensten.... Meine Mutter machte die kleine Reise nach Dillingen, um es zu sehen, vermied aber jemals davon zu sprechen; besonders zuwider war es ihr, daß wir Kinder den Namen Ottweiler gleichsam ablegten und dafür Ducs und Duchesses wurden, was auch durch die unselige Uebersetzung in Herzog und Herzogin die dümmsten Mißverständnisse täglich hervorbrachte, indem die gemeinen Leute meisten meinten, den Titel „Durchlaucht" hinzufügen zu müssen, und dies die Quelle ewiger widriger Erklärungen wurde.... Die Revolution in Frankreich durchbrach alle Schranken, alle Herrschaftsrechte und Gefälle wurden für null und nichtig erklärt, und so geschah es.

germeister Dr. Latz, daß gerade der Lehrfilm ein mächtiger Faktor im Kampfe gegen den modernen Schundfilm darstelle.

Der vorgeführte Film wurde allen Anforderungen gerecht, die eine moderne Pädagogik an einen Lehrfilm stellt. In leicht auffaßbarer Darstellung zeigte er die Zusammenhänge zwischen staatlicher Machtentfaltung und kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung, in anderer Weise seine vielseitige Wirkungsmöglichkeit in rechter Anschauung neben reiner Handlung, die eigentlich das Lebenselement des Films ist. Im Kulturfilm ist die Spielhandlung in den Hintergrund gestellt, da er ein Mittel des geistigen Eindrucks ist, wogegen der Spielfilm ein Ausdruck von Gemüt und Seele darstellt. Diese Eigenart des Kulturfilms betonte auch Herr Professor Dr. Lampe in seinen einleitenden Ausführungen, indem er die Zuhörerschaft darauf aufmerksam machte, daß sie in diesem Film nicht die landschaftlichen Reize des lachenden und sirzenden Rheins bewundern könne.

Carmen Sylva faßt sie in kurzen Worten zusammen:

„Wenn nur der Rhein nicht wär'
und der Sonnenschein
so strahlend darüber her,
und der gold'ne Wein.
Und die stolzen Berge nicht,
und der alte Zoll
und Schifflein im Angesicht
mit den Segeln voll....."

Hier wurde uns der Rhein von der geschichtlichen Seite vorgeführt, als ein Abbild deutscher Größe und deutscher Arbeit, als ein Strom, an dem Deutschlands Größe, Wachsen und Werden eingegraben ist. Von dem Arnold sagt: „Es gibt noch größere Flüsse, aber keinen, der eine größere Bedeutung für die Geschichte hätte."

Der geschichtliche Teil des Films zeigte römische Städtegründung, die Rheinlande zur Zeit des Frankenreiches, die Rheinlande als Teil des Herzogtums Lothringen, die Zeit der reichsunmittelbaren Herrschaften am Rhein, die Rheinlande unter französischer Herrschaft, zuletzt unter preußischer Herrschaft und die große Not der Nachkriegszeit in rheinischen Landen.

Erst der erstarkte und von Umwälzungen verschonte Staat führte den wilden Rhein in ein regelmäßiges Strombett. Preußischer Verwaltungsgeist und preußische Organisation machte den Rhein zu einer Verkehrsstraße, räumte mit den vielen Zollabgaben auf, so daß der Güterverkehr auf dem Rheinstrom eine steigende Kurve aufwies. Die wirtschaftliche Seite führt uns nun die Tätigkeit der preußischen Regierung vor Augen, wie sie durch das Werk der Rheinregulierung den Rhein zu einer bedeutendsten Schiffahrtsstraße von Rotterdam bis Mannheim machte. Diese Arbeiten wurden in den Jahren von 1879—1900 durchgeführt. Nebenbei wurden die Arbeiten für Uferschutz und Landeskultur (Trockenlegung von Sumpfgelände) übernommen. Sogar „das wilde Gefähr" zwischen Caub und Bacharach und im Binger Loch gelten als Hindernis überwunden. Bis ins einzelne hineingehend ließ der Film diese ungeheuren Anstrengungen des Staates erkennen. Dann kamen wieder Arbeiten mit staatlicher Unterstützung, um sumpfiges Gelände in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, wir sahen Winzer auf den staatlichen Mustergütern für Weinbau, von denen so manch lehrreiches Ergebnis dem einfachen Winzer mitgeteilt wird. Die kulturelle Seite des Films kam in der staatlichen Pflege und Erhaltung von alten Denkmälern, Bauten und Kirchen zum Ausdruck.

In das Herz des deutschen Industriestaates brachte uns die industrielle Seite des Films. Sie flößt uns Achtung ein vor dem Großen und Gigantischen, was dort an der Ruhr geleistet wird. Ethische Momente, zähe Schaffenskraft und gewaltiger Daseinsmut sind vor allem hier der Nachwelt festgehalten. Qualmende Schlote und Fördergerüste haben den blinkenden Ackerpflug verdrängt, haben den Bauer hinabgeführt zu des Herrgotts Hochofen. Das Graben nach Kohle hat in kurzer Zeit das Landschaftsbild verändert. Schwarze Halden, umgeben von zuckenden Essen und sprühendem Feuerregen, liegen zwischen den vielen Kanälen, auf denen die Erzeugnisse in alle Weltteile versandt werden.

Fleiß und Aufschwung von Förderung und Handel, geordnete Verhältnisse und staatliche Größe führten die Kurve der Produktion von Eisen, Stahl, Kohle und Koks zum schnellen Aufstieg, bis der Ruhreinfall die Kurve zum Sinken brachte. Die enge Verbundenheit von Rhein, Mosel und Saar mit dem deutschen Vaterlande führte die Jahrtausendfeier im ganzen Rheinlande, besonders auch bei uns im Saargebiete, aller Welt vor Augen. Sie bildete den Abschluß des Films. Bei der Jahrtausendfeier schauten wir mit heiligem Stolz auf die vielen Jahrtausende rheinisch-deutscher Geschichte und Kultur.

„Noch hemmt uns ein Vertrag. Der kam nicht aus dem Blut.
Aus Einsicht nicht und Wahl.
Der kam aus kaltem Zwang. Er wird zerspringen."

Aberglaube oder Volksheilkunst vor 200 Jahren

Von Hermann Josef Brümm

Heute noch gibt es eine gewissenlose Konkurrenz der offiziellen Heilkunst des Arztes. Homöopathen und Quacksalber graben den Aerzten überaus viel Wasser ab. Wenngleich der Naturheilkunst wohl manches Tröpflein Wahrheit und Echtheit anhaftet, ist doch bei weitem nicht weniger ausgesprochener Schwindel, der geschickt die menschliche Neigung zu abergläubischen Dingen auszunützen versteht. Wahrhaftiger Gott, es gibt noch heute alte Weiber genug, die nicht einmal mit weniger bekannten Heilkräutern, sondern mit glattem Hokuspokus „heilen". Ich erinnere an das berühmte „Brauchen", zu dem schon so mancher Kranke seine letzte Zuflucht genommen hat, wenn scheinbar die Kunst der Aerzte von nah und fern versagt hatte, welche abergläubische Handlung schon so manche — auch manche sehr religiöse Mutter, heimlich, verstohlen —, an ihrem Herzenskindchen vollziehen ließ, und manches ratlose Bäuerlein gegen dicke Münze an seinem Vieh.

All diese „Wunder einer rätselhaften Heilkunst" sind aber nichts Neues. Sie sind vielmehr eine Kette alter Traditionen und gerade deshalb mit einem so überaus geheimnisvollen Schleier verhüllt. Vor mir liegt ein Heftchen handschriftlich niedergelegter Wunderrezepte aus der Zeit der Hochkonjunktur des Aberglaubens, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, also nicht allzulange nach dem 30jährigen Kriege. Das Büchlein befaßt sich ausschließlich mit Heilrezepten für die Krankheiten des Viehes, die damals sehr verbreitet waren. Inwieweit solche Allheilmittelchen noch heute in Gebrauch sind, ist wohl schwerlich zu erforschen. Ein Zufall ließ das Büchlein noch das Wiederauferstehen erleben.

Wie schon gesagt, die hübschen Mittelchen, die nun hier folgen, sollen uns beweisen, daß auch die Heilkunst, wenn schon mit gutem Maße Aberglauben untermischt, auch eine „Wissenschaft" des Volkes seit alten Zeiten ist. Beginne ich mit den Mitteln für die „**Krankheiten der Schweine**":

1. Wenn die Schweine mit **gekrümmtem Rücken** stehen, setzen die Füße zusammen und zittern, so haben sie Gift bekommen; da schneide ihnen ein Löchlein in das Ohr und stecke in dasselbe Christwurzel, so zieht die Wurzel alles Gift aus dem Leib in das Ohr; wenn das Ohr geschwillt, so kommen die Schweine wieder zurecht und dasselbe Ohr fällt danach ganz weg; dieses Mittel soll man besonders merken, denn die Schweine fressen gar oft Schlangen und anderes giftiges Ungeziefer.

2. **Bräune an den Schweinen.** Reiß oder schlag ihnen unter der Zunge eine Ader auf, es muß aber bald geschehen.

3. **Daß die Schweine den Brand nicht bekommen.** Nimm 3 Hände voll Salz und 3 Hände voll

stämme geschützt. Bellende Hunde stöberten uns auf und so mußten wir von weiteren Erkundigungen absehen. Aber es genügen, da wir wissen, daß der Lothringer den Kampf vorzieht."

Vor dem Zelte des Bischofs springen die Reiter ab. Dem Wachhabenden schmeißen sie die Trensenzügel zu und treten ein.

„Also nicht freiwillig will der Lothringer räumen," antwortet der Bischof ernst, „dann muß das Schwert entscheiden, und Gott wird richten."

Bei der nächsten hereinbrechenden Dämmerung ziehen die Trierischen weiter.

Nach etlichen Stunden sind sie in die unterhalb der Burg befindlichen Wälder eingerückt.

Kurz währte diesmal die Rast.

Die Unterführer teilen ihre Streitkolonnen ein. Vorposten kriechen durch dichtes Untergestrüpp und finden den in Felsen eingehauenen Burgweg durch Balken und stacheliges Dorngestrüpp versperrt.

„Wartet, Teufelsbande," brummt der Junker, „wir werden euch zeigen, daß wir Wort gehalten haben."

Bald brennen die Dornhecken durch untergelegte Strohballen lichterloh.

Ein gellender Wachtruf erschallt:

Die Trierischen knien hinter ihren Schildern und warten den kommenden Steinhagel und die zischenden Pfeile ab.

Schon eilen ihnen die Leichtbewaffneten zur Hilfe. Andere bringen die schiebbaren Holzwände.

Unaufhörlich sausen die Wurfgeschosse hin und her. Aber trotzdem räumt der Junker mit seinen Mannen das Hindernis beiseite.

Mit vieler Mühe und großen Verlusten sind endlich die schweren Belagerungswerkzeuge an die Burgmauer herangebracht worden.

Zweimal zerschmetterten Felsblöcke das hohe Gerüst des Mauerbrechers. Erst als die schweren Steinschleuderer hier die Burgmannschaft in Schach hielten, und die Katze an den Burggraben herangerückt war, konnte der Mauerbrecher seine Tätigkeit beginnen.

Bald beginnen die Mauern abzubröckeln.

„Räuchert die Wespen von innen aus", schreit der Junker, als er sieht, wie ein heftiger Steinwurf das Fachwerk der großen Scheune zertrümmert.

Bald fliegen die Brandpfeile nach dem trockenen Stroh, und der Schein züngelnder Flammen dringt durch die klaffenden und zerborstenen Mauern.

Klagen und Wimmern dringt durch die kalte Herbstnacht. Ergebene Mannen wälzen sich in blutgetränkter Rüstung und zerren im Todeskampfe das Wurzelwerk aus der Erde. Im Burghofe brüllen Herzog und Vogt und treiben mit dem Schwerte das zusammengeschmolzene Häuflein an die mit Blut überrieselten Zinnen.

Am Burgtor tobt der Hauptkampf.

Bereits ist die Pechnase zertrümmert, und das sickernde Pech schleicht in langen Strähnen über die auseinander gesprengten Mauersteine.

„Das brennt keinem mehr die ehrliche Haut," schreit der Junker, „ran an die Zugbrücke, sonst sind wir die letzten, denn links hat man schon die Sturmleitern angelegt."

Ein Felsblock wirft die Torbesatzung in die selbstgebraute Teufelsbrühe, ein Jauchzen übertönt das Schreien, die eisernen Haken setzen an, und schon liegt die Zugbrücke gangbereit.

Die Vorburg ist erstürmt.

Der Rest der Besatzung flüchtet in den zweiten Burghof. Voran stürzt der Junker.

Das Fallgitter will er durch einen schweren Holzblock aufhalten. In heller Kampfesfreude sieht er nicht die Pfeilspitzen aus den Mauernischen lauern.

Das warnende Zurufen kommt zu spät.

Ein Pfeil sitzt bereits in seiner jungen Brust.

Wut ergreift die anderen. Der Holzklotz des Junkers hat seinen Dienst getan. Schon stürzen die ersten in den mit Qualm und Rauch erfüllten inneren Burghof. Die Mehrzahl der Mannen ist bereits geflüchtet. Herzog und Sohn kämpfen noch verzweifelt.

Es kommt zum Zweikampf.

Wild wehrt sich der junge Recke. Ein kräftiger Schwertschlag schlägt ihm das Helmband entzwei. Ein Blutstrahl schießt aus der verletzten Halsader.

Die Rache am Junker ist gekühlt.

Vom Burgfried weht die weiße Flagge.

Im Burghofe steht der Herzog mit seiner weinenden Gemahlin.

Auf einem Haufen liegen die Waffen und das Rüstzeug. Der Herzog übergibt dem Grafen von Bar sein Schwert und bittet um Gnade.

Die Bauern sind mit dem Löschen der zahlreichen Brände beschäftigt. Gegen Morgen ziehen sie in die Talgründe nach ihren Hütten.

Leise wimmern die Tannen. Morgenrot bestrahlt die stolzen Wipfel. In der Mitte vor dem Notaltar liegt der Junker. Noch steckt der blutumlaufene Pfeil in seiner jungen Brust.

Neben ihm ist aufgebahrt des Herzogs einziger Sohn.

Ritter, Mannen und Bauernvolk stehen in gedrängter Haltung. Blauweiße Fähnlein heben sich vom grünen Tannenkleide ab.

Der Bischof hält die Totenmesse. Zwei junge Knappen dienen.

Während der Wandlung fliegt eine Drossel auf das roh gezimmerte Birkenkreuz und singt ihr Abschiedslied.

Bleich ist das Gesicht des Herzogs, der neben seiner Gemahlin auf dem nassen Moosteppich kniet.

Nach der Messe schreitet der Herzog zum Altare.

Ein Murmeln durchläuft die Reihen. Die Bauern strecken die Köpfe.

Langsam und feierlich legt der Herzog die Rechte auf das vom Bischof dargereichte Evangelienbuch, während die Linke einen Halmbündel hoch hält, und schwört:

„Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit, im Andenken an meinen ehrwürdigen Vater und meinen toten Sohn, schwöre ich hier, das von dem Bischof empfangene Lehngut im Sinne der Kirche zu verwalten, den Armen und Notleidenden zu helfen, Frauenehre zu beschirmen, die Kirche zu beschützen und als echter Ritter zu leben."

Dann küßt er ehrfurchtsvoll das Evangelienbuch und den breiten Bischofsring. Mit wankenden Schritten geht er zur Bahre seines Sohnes, schlägt das mit schwarzen Adlerkrallen gezierte Bahrtuch zurück und küßt zum letzten Mal den bleichen Mund seines Sohnes.

Ein wehes Schluchzen erfüllt den Waldbom.

Der Leichenzug setzt sich in Bewegung.

Ein ernstes „et ne nos inducas in tentationem ..." begleitet das Volk. Ein Hauch der bischöflichen Gnade und Milde senkt sich in ihre Herzen.

Seitdem geht es friedlich zwischen Burg und Land zu. Auch die Bauern haben ihren Groll begraben.

Nagelschmied auf der Burg blieb der alte Sepp, der noch lange sein lustiges Ting ... Ting ... von der Bergkuppe aus in die breiten Talgründe erschallen ließ.

Eine Filmfahrt in die Rheinlande.

Von A. Delges.

Die deutsche Lichtspiel- und Filmgesellschaft an der Saar, Bezirk Saarlouis, hat am 1. Dezember den hochgeschätzten und bedeutenden Kulturfilm „Eine Filmfahrt in die Rheinlande" einem großen Zuhörerkreise im katholischen Vereinshause zu Saarlouis vorgeführt. Herr Professor Dr. Lampe hat persönlich die Erläuterung zu seinem Kulturfilm übernommen. In seiner Begrüßungsansprache betonte Herr Mär-

daß das anno 1788 so teuer erkaufte Dillingen uns effektiv niemals einen Heller Einkünfte getragen hat."

4. Kirchliche Abgaben.

Auch die kirchlichen Abgaben verursachten den revolutionären Dillingern einige Beschwerden. Für Begräbnis und Seelenamt waren an den Geistlichen 12 Livres, an den Küster, 3 Livres, 15 Sols abzuführen. Die Trauungsgebühren, Aufgebot und Messe, betrugen 6 Livres für den Geistlichen und 24 Sols für den Küster. Außerdem hatten die Dillinger mit einem jährlichen Kostenaufwand von 72 Livres das Licht für den Gottesdienst zu liefern, dazu kam, wie oben gesagt, der halbe Zehnte.

5. Oertliche Mißstände.

Den Beschluß unserer Darstellung mache ein örtlicher Uebelstand. Bereitet heutzutage der Primstalbahnübergang der Gemeinde Dillingen große Sorge, so wars um 1789 die Prims selbst. Es wird im Cahier darauf hingewiesen, daß ihr reißendes Gewässer ein gut Teil fruchtbaren Bodens wegschwemmt und nur Geröll und Kies zurückläßt, die weder zum Getreideanbau, noch zum Weidegang benützt werden können. Außerdem erscheint der Uebergang der Straße Saarlouis—Trier durch den Fluß während der Regenzeit oder nach einem Gewitter geradezu lebensgefährlich: sind doch, abgesehen von anderen Unglücksfällen der Vergangenheit, gerade damals drei Personen, eine Frau, ein Mädchen und ein Kind ertrunken. Um solche Unglücksfälle in Zukunft zu verhindern und um der Bedrohung des Dorfes und der Papiermühle durch das Wasser zu begegnen, wird der Bau einer Brücke bezw. eine Flußregulierung vorgeschlagen. Da jedoch die kleine Gemeinde zur Ausführung dieser Arbeiten nicht imstande ist, erbittet sie „untertänigst" behördliche Hilfe. Uebrigens waren jährlich 30 Livres französischer Währung (an wen?) für die Passage der Prims (im Cahier „Brême" geschrieben) zu entrichten.

Quelle: Cahiers de doléances des Communautés en 1789. I. Bailliages de Boulay et de Bouzonville, publiés par N. Dorvaux et P. Lesprand, Leipzig, 1908.

Sonstige Literatur: Cardinal Mathieu, L'ancien régime en Lorraine et Barrois, Paris, 1907 (ein grundlegendes Werk!).

Bischof und Herzog.

Aus der Geschichte der Siersburg

Von A. Delges.

Die Sonne kniet bereits hinter den Saarbergen.

Vor der burggräflichen Fährhütte, die auf einem mit Flechtwerk umgebenen Lehmklumpen hockt, steht ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Die grauen Haarlocken quellen unter der wollenen Mütze hervor. Seine Tracht ist grob und einfach. Ein Paar schwarze Hosen stecken in schweren Wasserstiefeln. Weißfische wirft er mit seinen knorrigen Armen in einen großen Leinensack.

Die Tür knarrt und eine rauhe Frauenstimme ruft: „Sepp, bleib' nicht zu lange aus, daß die Nacht dir auf den Buckel fährt. Denn ganz geheuer ist es nicht mehr. Du weißt, wie die Burghunde in den Nächten wimmern und heulen, und der Waldkauz nicht mehr zur Ruhe kommt. Außerdem hungert's den jungen Lothringer nach der Siersburg, und wer weiß ...."

„Papperlapapp, daß das Weibsvolk doch immer gleich an alte Unken und grüne Teufel glauben muß, beruhige dich, ich werde längst vor der Dunkelheit zurück sein, da ich nachher noch Arbeit genug habe. Du kannst unterdessen schon mit dem Ausbessern der Netze beginnen und die am Nachmittag eingelegten Fangschnüre nachsehen. Behüt dich Gott."

So sprach der Nagelsepp von Rehlingen und ging der nahen Burg zu.

Schon ein gutes Stück Geld hat er auf dem Haufen liegen, das ihm seine emsige und tätige Kathrin mitverdienen half, denn derweil sie die Fähre besorgt, treibt er Fischfang oder hämmert die Nägel für weit und breit.

Als er dem Koch seine Fische abgeliefert hat, hilft er noch dem Schmiede etliche Pferde beschlagen. Mit diesem alten Brauche wollte er nicht brechen, denn der Burgschmied und er haben in der bischöflichen Waffenschmiede manch zähes Schwert zusammengeschweißt ...

Die Bauern haben unterdessen mit dem Einfahren der spärlichen Ernte aufgehört und freuen sich über die Herabsetzung des Zehnten durch den Bischof.

Aus den vielen Wassertümpeln des Gaubodens steigen Nebelschwaden. Rebhühner und Wachteln lagern mit ihrem Jungvolk am Feldrain und in den Kleefeldern. Aus den Scheunen der Gaudörfer poltert Dreschflegelschlag. Der Sauhirt treibt seine Herde in die Dorfstraße und bläst in sein gewaltiges Horn. Die Kalkbrenner werfen die letzten Bürden auf die glimmende Glut und ziehen heim.

Währenddessen stampfen Reitertrupps des eroberungssüchtigen Herzogs Friedrich von Lothringen über den Gauboden. Wilde Gier treibt ihn nach den fetten Pfründen des Bischofs von Trier.

Der junge Fant, der sich wenig nach seines Vaters Tode um Recht und Sitte kümmert, reitet an der Spitze.

Bei der Mühle unterhalb Bezelsdorf machen sie Halt. Das Rasseln, Wiehern und Schnalzen verscheucht das Hühnervolk, das mit langgestrecktem Körper in die nahen Weinberge flüchtet und von dort sein warnendes „Birbick" erschallen läßt.

„Der Vortrupp ist immer noch nicht zurück," stößt der Herzog hervor, „aber trotzdem müssen wir weiter und werden sicherlich in Gerlfangen nähere Nachricht erhalten." Die Reiter reißen den Pferden die angekauten Halme aus den Mäulern, ziehen den Leibgurt an und rasen dem Herzog nach.

Nach einer halben Stunde nimmt sie der Gerlfanger Wald auf.

Im Schritt gehts weiter.

Hier und da straucheln die Pferde am dichten Wurzelwerk. Leuchtkäferchen irren mit ihren kleinen Laternen hin und her.

„In drei Stunden werden wir die Herren der Siersburg sein", brüllt der Herzog in den schlafenden Wald, als er das Licht der oberen Burgfenster erblickt.

Frohgemut rast die Rotte durch den feuchten Sand und stößt an der Oelmühle, die an der Biegung der Nied gelegen ist, auf die andere Schar.

Die Burgbesatzung verbringt wie gewöhnlich den Abend. Die Bauern sitzen an der Takenplatte und teilen die Arbeit für den kommenden Tag ein.

Das Nothorn schrillt in's Tal.

Entsetzt schauen sie sich an, stürzen fluchend in die Scheunen ans Sensenreff und eilen zur Burg.

Aber vergebens.

Unten lagert ein Teil der herzoglichen Rotte, die nach kurzem Kampfe das führerlose Häuflein gefangen nimmt.

„Herzog, wir kommen wieder!" so brüllen trotzige Soldaten aus den Talgründen und ballen grimmig die Fäuste. Das Schicksal hat es diesmal gut mit ihnen gewollt. Sie waren zur Zeit des Ueberfalls in den fetten Riedwiesen gewesen, um die Pferde in die warmen Vorwaldställe unterzubringen. Nun führt sie ein Junker zurück an der Saar entlang bis zur Mettlinger Fähre, um hier etwas Näheres zu hören.

Wütend rennt der Junker die zusammengekrochene Tür der Hütte auf und erblickt des Fischers Weib, wie sie Netzschnüre knotet. Auf dem alten Feuerbock liegt ein abgebrannter Pappelstumpf, der die alte Bude mit beißigem Qualm erfüllt.

„Kathrin, hör' her, die Zeit drängt. Der Notschrei scheint an deinem Ohr vorbeigegangen zu sein. Mag den dort oben der Teufel holen. Hör' zu! Ein junger Fant sitzt im Neste des Trierers. Herrgott, zu Fuß hätte er uns nach Trier ziehen lassen, wenn wir nicht durch List unsere Pferde von der Talweide geschleppt hätten. Wohl wirst du jetzt vergeblich auf deinen Mann warten. Hier hilft dir nur ein schnelles Handeln. Saarfische magst du jetzt für dich behalten, denn

Turnosen wird dir dort oben keiner dafür geben, wohl aber wirst du in Frondienste gespannt werden und das Schreien des bissigen Vogtes hören. Behüt' dich Gott davor! Hier noch meine letzten trierischen Gulden. Nun sieh zu, daß du auf die rechte Saarseite kommt, wir können dich nicht länger schützen."

Die Alte will noch reden, aber der Schmerz hält die Worte fest.

In der Nacht kommen lothringische Mannen mit schweren Aexten, schlagen die beiden Nachen entzwei und schmeißen die Stücke in die hochgehende Saar.

Hinterher gröhlen und höhnen sie:

„Bringt dem Trierer die Kunde, wenn er Lust verspürt, so mag er sich seine Burg zurückerobern, wir sind bereit, ihn zu empfangen."

Drei Monate sind vergangen.

Die letzten Septembertage des Jahres 1172 rücken heran.

Peitschend fallen die Regentropfen auf die gelbgoldenen, braunen und kirschroten Blätter.

Durch die hohen Wettertannen jagt der Herbstwind, preßt sich gierig durch die moosbewachsenen Mauerluken, wo er die nassen Sommerfäden zusammenballt, stößt mit seinem breiten Buckel ächzend und krächzend gegen das Dachgebälk und verschwindet auf der anderen Seite in das enge Riedtal hinein.

In den tiefen Nischen des geräumigen Dachbodens sitzen schlafende Eulen und Falken mit hungrigem Magen, denn das Hundewetter hat ihnen den Raubzug verleidet. Oft schreien die Eulen, wenn schwerfällige Motten ihr empfindliches Gefieder streifen.

In den Burgräumen schlemmt man bis tief in die Nacht hinein. Die letzten Schinken und Gänse hat der arme Fronbauer bereits hergegeben und man schikaniert ihn weiter mit schweren Frondiensten. Tagsüber jagt das Herrenvolk in den dichten Wäldern. Eine Sehnsucht nach Weib und Kind kennt der Herzog nicht. Und macht ihm seine edle Gemahlin darob Vorwürfe, dann halten Gewissensbisse ihn tagelang auf der Jagd zurück.

An diesem Abend kommt der Burghof nicht zur Ruhe.

Für den Herzog ist schlechte Nachricht eingetroffen.

Bischof Arnold will sein Besitztum wieder haben, und die Nachricht hat den ganzen Burghof in Bewegung gesetzt. Mit der Nachtruhe ist es vorbei.

Die Rüstkammern leeren sich. An die gefährlichsten Stellen rollen die Mannen bereits die schwerfälligen Wurfmaschinen.

Ein kurzes Ting ... Ting ... knallt in das Stöhnen, Aechzen, Poltern und Knacken hinein.

Der Wind jagt es aus der hintersten Ecke über den Burghof.

In der Haubenbude qualmt die Oellampe.

Dort steht der Nagelsepp am Amboß. Schweiß bedeckt seine hohe Stirn. Groll und Haß sprühen aus den feurigen Augen. Er muß mithelfen, wenn auch sein Herz schier zerreißen mag, sonst winkt ihm der Galgen. Und immer wieder denkt er an den guten Bischof, dem er doch zu gegebener Zeit noch helfen zu können glaubt.

Eben schüttelt er von seinem heißen Schurzfell etliche eingefressene Eisenteilchen und wischt sich mit dem linken aufgerollten Aermel die dicken Schweißtropfen von der Stirne, als zwei Knappen mit weiterem Rüstzeug beladen die Türe aufrennen. Zerschlagene Schilde, abgebrochene Lanzenspitzen und Beinschienen schmeißen sie ihm mit kurzen Worten hin.

„He, Alter, nicht eher gibt es Feierabend, bis diese Stücke in Ordnung sind. Der morgige Tag wird dir noch genug Arbeit bringen. Schau zu, wie du fertig wirst. Der Herzog tobte wie wahnsinnig in der Burg und gurgelt den öligen Rotspohn flaschenweise in seine durstige Kehle. Schlechte Nachricht hat er erhalten. Also, hau' zu, Alter, und sieh wie du fertig wirst, ich glaube, daß es bald ein wenig ungemütlich wird, wenn die trierischen Schlafmützen anrücken."

Das ist dem Nagelsepp zu viel.

Er hat den höhnischen Blick des Sprechers aufgefangen.

Wuchtig wirft er den heißgeschlagenen Hammer in die Ecke und läßt den rotglühenden Eisenstab im Nageleisen stecken. Ein derber, dreizackiger Fluch folgt hinterher. Der Hund im Tretrad läßt erschrocken den Knochen aus dem Maule fallen und reißt den Schwanz zwischen die Beine.

„Potztausend, hat der Herzog ein hartes Herz im Leibe," ruft der Nagelsepp entrüstet aus und sieht die beiden Knappen scharf an, „sein Vater Matthäus war friedliebender, wohl gefiel auch ihm die Jagd und der Wein, aber diese Vergewaltigung der bischöflichen Rechte hätte er nimmer zugelassen. Was gilt dem nichtswürdigen Jungen ein fremdes Leben, der nichts für sein eigenes Weib übrig hat als den Spruch:

„Eines Herzogs Weib von Glück kann sagen,
Wenn es der Spindel ihr Leid mag klagen ...."

Wie mag er dann erst einen armen Fronschmied ....

Weiter kommt er nicht mehr.

Drohend haben sich ihm die beiden Knappen genähert.

Hier diese Ochsenhaut will der Herzog noch aufgezogen haben, und wenn es dir nicht danach gelüstet, dann magst du beim Morgengrauen deinen dicken Schädel in die Luft hinausstrecken, und Raben werden dir alsbald Gesellschaft leisten."

„Mögt machen, was ihr wollt. Der junge Fant ist ein Haudegen und trotzt dazu hartnäckig auf fremdem Besitz. Weiß der Hergott, das wird kein gutes Ende nehmen."

„He, Alter, du scheinst immer noch keine rechte Luft zu spüren," fielen ihm die anderen ins Wort.

„Abgemacht, die Achsenhaut soll der Herzog haben, aber auch diese wird ihn nicht vor den spitzen Pfeilen des Gewissens schützen."

Darauf lassen die beiden Knappen den müden Sepp allein.

Dieser fühlt sich den tiefen Hechtbiß am linken Daumen und hebt den niedergeworfenen Hammer wieder auf. Ein Pfiff treibt den zottigen Hund im Tretrad an.

„Die langen Nägel möchte ich lieber dem Herzog ins Fell treiben," murrt er vor sich hin. „Aber warte, Haudegen, du hast die Rechnung ohne den Himmel gemacht."

Währenddessen treibt er die lange Spitze aus, schlägt sie ab und macht einen Schritt seitwärts zum Randeisen. Hier schmiedet er den breiten Kopf mit fünf Hammerschlägen und härtet den Nagel im Oel.

Es dämmert bereits im Osten, als Sepp die letzte zusammengeschweißte Beinschiene in die Ecke schleudert.

„Ihr Tagediebe," wettert er von neuem, „bald wird euch wohl das lumpige Herz im Leibe zusammenkriechen, wenn die blauweißen Fahnen im Talgrunde flattern. Ha, wie pocht mir das Blut in den Adern! Aus einer friedlichen Stätte haben sie ein Räubernest gemacht. In der Burgkirche grünen bereits die Steinplatten, und Mäuse und Ratten haben die Wachsstümpfe aufgefressen. Und wie sieht es unten in den Ställen und Scheunen aus! Verrostete Ketten an den leeren Krippen, und verhungerte Bauern spannt man an die schweren Wagen. Ist das Vieh verhunzt, schnappt man nach dem Bauer und scharrt ihn auch so unter die Erde."

Das Schreien im Hofe hindert ihn am weiteren Sprechen.

Rasend und wutschnaubend rast der Vogt mit der langen Ochsenpeitsche in den Kammern umher.

Das eingepferchte Weibsvolk schmeißt er hinaus und teilt die einzelnen Kolonnen zur Arbeit ein.

Sie sind froh, trotz der harrenden mühseligen Arbeit ins Freie zu kommen, nachdem sie die Nacht auf dem nassen Lehmboden zugebracht haben. Rauhes Soldatenvolk zielt mit den ermüdeten Bauern, deren Ochsengespanne polternd über die Zugbrücke rollen.

„Vogt, der breitschultrige Ochsenbauer fehlt, dem gestern das Rad aus dem Wagen sprang und dem dummen Tölpel in die Seite fuhr," schreit ein Begleitmann zurückspringend.

Aergerlich schlägt der Vogt die Peitsche auf einen Felsblock und jagt wiederum durch die Kammern.

Im Halbdunkel liegt der Ochsenbauer und stöhnt.

Er will aufspringen beim grimmigen Anblicke des Vogtes, aber er kann nicht.

„Na warte, du Faulenzer und Drückeberger, hier habe ich ein kräftiges Heilmittel", und schon saust die Peitsche auf den geschundenen Rücken. Hochauf hebt sich der Bauer, fällt immer wieder zurück und brüllt dabei, wie ein angeschossenes Waldtier.

Bald zeigt ein wehes Röcheln die letzte Stunde an.

Von der nördlichen Burgecke aus prüfen Bogenschnitzer die neuen Sehnen.

Zischend schlagen die spitzen Pfeile in die zum Ziel auserkorenen Baumstämme.

Eben kommt der Herzog mit seinem Sohne hinzu.

Noch ist dieser nicht zum Ritter geschlagen, obwohl Helm und Schwert bereit liegen. Geht der Kampf glücklich aus, dann soll das große Fest sein, wenn auch ohne den alten Ritterschwur, den der Herzog von seinem Nachfolger nicht geleistet haben will. Dies hielt er für albernes Zeug. Kraft, Mut, Hinterlist und Gewandtheit, das war es, was nach seiner Auffassung den Mann zum Ritter macht. Was kümmert ihn Gebot und Not.

Behende springt der junge Sprößling unter das Schützenvolk, wirft die lange Mähne zum Hinterkopf und beginnt zu wetten:

„Was ihr wollt, dreimal der dünne Eichenast, der seine Fühler zur verkrüppelten Kiefer hinüberstreckt, an der ich vor etlichen Tagen die springende Eichkatze festnagelte. — Was, ihr zaudert? Oder verstehe der Teufel eure Rübengesichter. Ich sage es noch einmal, dreimal der dünne Eichenast, daß der Trierer vergebens kommt. Wie die Kohlmeise am Fluchloch der Biene haust, so werden wir ihm die Flügel stutzen.

Schon sitzt der erste Pfeil, und in dem klaffenden Riß der zweite und dritte. Ein Hoch braust ihm entgegen.

Selbst der Herzog hätte dies nicht erwartet und in seiner mit Gewissensqualen erfüllten Brust beginnt ein Lichtfunke zu schimmern.

„Habt ihr's gesehen, wie das Glück dem Unsrigen hilft", ruft der Herzog freudig aus. „Recht oder Unrecht, Gewalt entscheidet. Wenn so die Pfeile sitzen, wird der Trierer dort unten verbluten, und euch belohnt ein dreifacher Sold."

Dann kehrt er um, klettert zum Burgfried, prüft von hier die Aufstellung der Schleudermaschinen, hinter denen schwere Felsblöcke aufgeschichtet sind, blickt auf die breiten Haufen der Bachkieselsteine für die Handschleuderer und ergötzt sich an dem Schreien seiner Mannen, die aus den Bauern das Letzte herauspressen wollen.

Als die Tormannen einen großen Eisenkessel durch den Burghof wälzen, klettert er hinunter, um der Mannschaft in der Pechnase die letzten Befehle zu erteilen. Die Späher hatten den Herzog wohl unterrichtet, und längst ward der schleppende Kriegshaufen mit großem Troß auf dem lehmigen Heereswege der linken Saarseite gemeldet.

Da der Herzog auf die vielen Ermahnungen des Bischofs nicht hörte, hat dieser sich zum Kampfe entschlossen.

Er selbst zieht mit und hält sich mit dem verjagten Burgkaplan beim Gros auf.

Zischend sausen die nassen Peitschen auf die dampfenden Gäule. Oft fällt das Fußvolk mit sehnigen Armen in die lehmumwickelten Speichen.

Schwer drückt das dicke Gebälk der Belagerungsmaschinen auf die dünnen Wagensprossen. Mit den klotzigen Rädern der schiebbaren Holzwände spielt der Sturm und bläht das nasse Lederfell auf den dicken Latten auf.

Den gewaltigen Stoßbalken des Mauerbrechers hat man auf zwei aneinandergekoppelte Wagen untergebracht. Acht Pferde haben Arbeit genug damit und werden des öfteren ausgewechselt.

Von Dorf zu Dorf wächst der Haufe, mehren sich die Beschwerden über den Herzog. Eben reitet der Graf von Bar an den Truppen vorbei, um die Lagerstätte für die kommende Nacht abzustecken.

Laut jubelt die Schar ihrem Anführer zu:

„Was will der junge eitle Fant
In unsers Bischofs Land?
Ei, Fant, schmier ein die Sporen
Du hast die Schlacht verloren.
Wir kämpfen für des Bischofs Recht,
Wir sind die Herren, du bleibst der Knecht ...."

Mann und Roß geben ihre letzten Kräfte her.

Trommelwirbel rasseln, die Pferde spitzen die Ohren, und nun geht's die kleine Anhöhe hinunter zum Lagerplatz.

Schnaufend stehen die Pferde und lassen die Köpfe hängen.

Schon klettert das Fußvolk auf die hohen Planwagen. Kochgeschirre plumpsen von oben in das Gras, Spaten, Spieße, Aexte und Säcke folgen hinterher, und bald brodelt und schmort es über dem flackernden Lagerfeuer.

Noch spät nach Mitternacht geben es die Berge weiter: „Wir sind die Herren, du bleibst der Knecht ...."

Aus dem Hochwald tönt der Brunstschrei der Hirsche.

Irrlichter tanzen auf den sumpfigen Wiesen. Pfeilschnelle Pegasinen durchschneiden die nebelnasse Luft.

Hart am Waldrande liegen hinter verschlungenen Brombeerhecken die trierischen Vorposten.

„Möcht' gern wissen," beginnt der Junker, „wie der Herzog sich zu halten versucht. Mannen aus seinen eigenen Reihen sind auf- und davongelaufen. Sie trauen seinen schönen Worten nicht mehr, seitdem der Teufelsvogt die Herrschaft über den jungen Fanten gewonnen hat. Uns aber hilft das gute Gewissen."

„So mag es sein," erwiderte einer seiner Gefährten, „dann wird jener wohl bald das letzte Herrenwort gesprochen haben. Aber doch drückt es den Bischof sehr. Weh und Schmerz haben ihm in den wenigen Monaten das Haupthaar gebleicht. Nicht daß er Angst hätte, die Schlacht zu verlieren, sondern weil der Herzog sich erdreistet, eine solch große Blutschuld auf sich zu laden."

„Na Freund," beginnt der Junker wieder, „hinter dicken Mauern lauert der Tod, und leicht sitzt der spitze Pfeil in eines Menschen Brust. Das ist halt Soldatenlos. Schau' her, schon zweimal traf mich der Steinwurf und zerschmetterte meinen Eisenhelm. Mag der Herzog die schwarzen Krallen in rotem Felde führen, wir treten ihm mit edler und freier Brust entgegen, weil wir für wahre Freiheit kämpfen. Da stoßen seine Adlerkrallen machtlos in den Sand. Freudig setze ich mein Leben ein, um Unrecht zu rächen, denn mir ist dieser liebliche Fleck zur zweiten Heimat geworden. Wie füllte sich doch an Festtagen die Burgkirche mit hochwüchsigen Bauerngestalten, denen das selbstgewebte Tuch wie eitel Purpurgewand von den hohen Schultern fiel. Wie lobten sie den Herrgott durch Gebet und Arbeit, und nun liegen sie in den Krallen eines Raubritters. Wie waren diese Saarbauern dienstbeflissen und zufrieden. Zwar schenkte der Himmel auch ihnen kein Paradies auf Erden, aber rührige und gesunde Knochen, mit denen sie in zäher Arbeit manch' sumpfiges Landstück trockneten, und wo einst raschelndes Röhricht den Aberglauben nährte, da erheben sich jetzt stolz wogende Halme. Die Anregung und die Unterstützung des Bischofs hat somit ihre Erträge verdoppelt. Prangende Obstblüten erfüllen mit ihrem Duft das Tal, und emsige Bienen bringen die zweite Tracht aus den unterliegenden Heidestreifen. Nun weißt du, wie das Land unter den rauhen Fäusten jener seufzen mag. Aber horch, da kommen unsere Späher zurück."

Pferdewiehern dringt durch das rauschende Wasser hindurch. Der dicke Nebelvorhang verdeckt Mann und Roß.

„Losung", schreit der Junker durch die Nebelwand hindurch.

Sofort schallt es zurück: „Saar und Mosel"

Die schweißtriefenden Pferde halten.

„Und wenn ihr mehr wissen wollt," beginnen die Reiter, „der junge Dachs scheint sich in seinem neuen Bau sicher zu fühlen und mit Proviant versorgt zu sein, da wir in den Hütten nur ausgebrannte Feuerstätten und leere Viehställe entdeckten. Der Bergweg ist bewacht und durch dicke Baum-